



Das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft im Tübinger Schloss

## Hermann Bausinger

## Neue Themen, neuer Name – 50 Jahre Empirische Kulturwissenschaft

*Name ist Schall und Rauch.* Die Einschätzung von Goethes Faust ist in vielen Fällen berechtigt. Oft ist der Name nur ein Ordnungs- und Identifikationsmittel; man weiß dann, wer oder was gemeint ist. Aber es gibt auch Fälle, in denen der Name, zumal der eigene, nicht gleichgültig ist – schon unter Kindern ist die spöttische Änderung von Namen ein Kampfmittel. Und Namen sind auch wichtig, wo die Benennung definiert, um was es inhaltlich geht. Das gilt etwa für Firmen, für Zweckverbände, für Parteien, Vereine und Aktionsgruppen; und es gilt in besonderer Weise für wissenschaftliche Institutionen, die mit dem Namen über ihre Fachdisziplin informieren, aber auch Veränderungen in Zielsetzung und Schwerpunktbereichen signalisieren.

Um einen solchen Fall geht es hier. Die Bezeichnung *Volkskunde* wurde seit Anfang des 19. Jahrhunderts verwendet für Bemühungen, den Blick zu öffnen für die kulturellen Traditionen des einfachen Volkes. Im Wirkungskreis der Aufklärung gab es zur Lebensweise unterer Sozialschichten nüchterne Darstellungen, die aber bald abgelöst wurden durch die

Konzentration auf gefällige Bilder der guten alten Zeit, gesteuert von der romantisierenden bürgerlichen Perspektive auf die bäuerliche Welt. Die proletarische Wirklichkeit und überhaupt die modernen Entwicklungen der Ökonomie und Gesellschaft blieben großenteils ausgespart. In den akademischen Bereich fand die Volkskunde vor allem Eingang über die Annahme, dass in den volkstümlichen Überlieferungen altgermanische Vorstellungen erhalten geblieben sind. Diese Annahme wurde in der Zeit des Nationalsozialismus rassistisch überhöht und in den Dienst imperialistischer Tendenzen gestellt. Mehr noch als der beschönigende Rückblick trug diese Unterstützung der Mission germanischer Herrschaft zur Kontamination des Begriffs Volkskunde bei, sodass es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erst zögerliche und später entschiedene Anstrengungen zur Verbannung dieses Namens gab.

Um das Problem nicht nur abstrakt über das Kräftespiel von Ideologien zu verfolgen, mag es erlaubt sein, die Situation über persönliche Erfah-



rungen zu charakterisieren. Ich wurde gegen Ende meines Tübinger Studiums verschiedentlich gefragt, warum ich ausgerechnet bei der Volkskunde gelandet sei – Bollenhüte und Bauernschränke seien doch nicht mein Ding. Meine Antwort war in zwei gegensätzliche Argumentationslinien geteilt. Ich bekannte mein Interesse an kulturellen Realitäten, die in der Beletage feierlicher Vorführung exzellenter Kunstwerke ignoriert wurden. Ich erinnere mich, dass ich bei einer Wochenendtour nach Hause meiner Mutter ein Merkblatt zeigte, auf dem die vielen Brauchtermine und sonstige hervorgehobenen Kalendertage standen, und meine Mutter, die ich mit einer Diskussion über klassische Versmaße oder komplizierte Lautverschiebungen nie behelligt hätte, erzählte sofort vom Umgang mit jenen Terminen in ihrer Jugend. Und ich denke dankbar an die Exkursionen mit Professor Dölker (den Älteren durch sein Wirken im Heimatbund sicher noch bekannt), der uns mit der kargen bäuerlichen Wirtschaft auf der Alb vertraut machte, und der mit Hinweisen auf Haus und Gerätschaften, Erbrecht und Wirtschaftsformen, Bräuche und Tabus, Dialekte und Glaubensvorstellungen Einblicke in die Volkskultur des ländlichen Südwestens vermittelte.

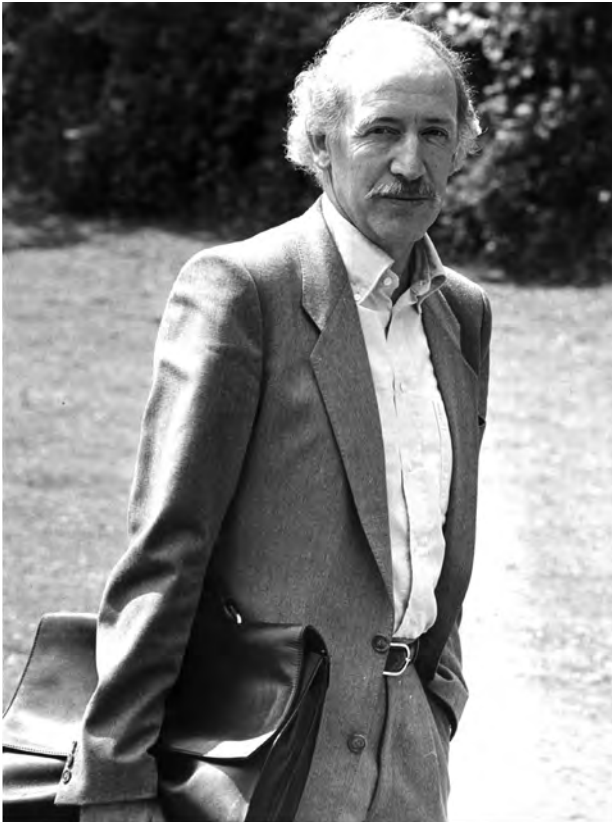
#### **Urig, aber nicht uralt – Bräuche wurden erneuert und erfunden**

Gleichzeitig aber war ich enttäuscht darüber, dass über diesen – damals noch teilweise lebendigen – Gegebenheiten einer alten agrarisch bestimmten Kultur die neuen Entwicklungen im Zuge von Urbanisierung, Mobilisierung, Technisierung und auch infolge der Durchmischung der Bevölkerung so gut wie gar nicht ins Blickfeld genommen wurden. In der Volkskunde herrschte Nostalgie: Man hielt sich an die alten Traditionen, und parallel zu der populären Feststellung: *'s isch nemme dees!* konstatierte man: Es wird nicht mehr gesungen; die schönen Bräuche verschwinden alle; es wird nicht mehr erzählt. Dies war für mich ein Ansporn, in meiner eigenen Arbeit

eine Neuorientierung anzustreben. Ich machte darauf aufmerksam, dass wohl nie vorher so viele Bräuche erneuert und erfunden wurden wie in jenen Jahren, in denen sich beispielsweise die Fastnacht fast flächendeckend und ziemlich unabhängig von der dominierenden Konfession ausbreitete. Meine Dissertation widmete ich dem *lebendigen Erzählen*; und aufgrund vieler Erhebungen in Wirtshäusern und Schulen, bei alten und jungen Menschen konnte ich zeigen, dass es zwar keine Märchenrunden unterm Lindenbaum gab, aber viele und vielerlei Erzählungen in kleinen Gruppen, die manchmal alte Motive aufgriffen, aber auch mit neuen operierten.

Noch eine persönliche Erinnerung: In Zeitungen und Zeitungsbeilagen wurde in jenen Nachkriegsjahren oft über alte Traditionen berichtet, und ich wurde aufgefordert, etwas über *Heimatspflege* zu schreiben. Ich zögerte, denn ich mochte diesen Ausdruck nicht, weil er klang, als sei die Heimat eine Krankheit. Aber dann ging ich genau davon aus und wählte als Titel: *Kann man die Heimat pflegen?* Ich versuchte zu zeigen, dass die Sammlung von Relikten und die Erhaltung einzelner Kulturdenkmäler zwar angebracht sei, aber zu kurz greife und man sich vielmehr auf die gesamten Lebensbedingungen einlassen müsse. Leicht provozierend spitzte ich das zu mit einem Beispiel aus der Ostalb, wo mein Artikel erschien: Richtige Heimatspflege wäre es, die *Schättere* wieder voll in Betrieb zu setzen. *Schättere* war der geläufige Ausdruck für die Härtsfeldbahn, die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts auf schmalspurigen Gleisen und in sehr gemäßigter Geschwindigkeit die Stadt Aalen mit Neresheim und Dillingen verband und Arbeitern wie Ausflüglern zur Verfügung stand. Nach dem Krieg wurde ihr Betrieb stark eingeschränkt und in den 70er-Jahren eingestellt, inzwischen aber, dies sei hinzugefügt, durch eine ungemein eifrige Initiativgruppe als Museumsbahn wiederbelebt.

Ich greife diese Erinnerungen auf, weil sie Hinweise auf die Ausrichtung der Volkskunde geben



*Prof. Hermann Bausinger, Ende der 70er-Jahre*

und direkt oder indirekt auf Reformschritte zielten. Resümierend können drei Aspekte herausgestellt werden:

Die Gegenstände der Volkskunde, gesammelt in Museen und beschrieben in Abhandlungen, verdienen Aufmerksamkeit, müssen aber genau untersucht werden, und zwar hinsichtlich ihrer Funktion, ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und auch ihres Alters. Vieles von dem, was durch mittelalterliche oder gar frühgeschichtliche Herkunftslinien aufgewertet wurde, stammt aus den letzten zwei Jahrhunderten oder wurde gar in jüngster Zeit als folkloristische Abwechslung erfunden – urig vielleicht, aber nicht uralte.

Volkskunde trat mit dem Anspruch auf, im nationalen oder regionalen Rahmen die kulturellen Gegebenheiten umfassend zu präsentieren, beschränkte sich aber tatsächlich auf ein relativ schmales Feld. Die industrielle Entwicklung und die mit ihr entstehende Kultur der Arbeiterschaft war fast völlig ausgeblendet, und auch die banaleren Formen der bürgerlichen Kultur wurden nur selten wahrgenommen. Volkskundliche Betrachtung war ausgerichtet auf vorwiegend pittoreske Besonderheiten und nicht auf den grauen Alltag.

Auf vielen Gebieten ist eine umfangreiche Fortschreibung volkskundlicher Beobachtungen not-

wendig. Da ist zum Beispiel die gerne vorgeführte bunte Welt der Trachten, die in vielen Fällen eine herrschaftlich angeordnete oder gewünschte Festtagskleidung waren. Aber zur sogenannten Volkskultur gehört auch die Alltags- und Arbeitskleidung, und zwar nicht nur der bäuerlichen Bevölkerung. Wird dieser Bereich einbezogen, ergeben sich interessante Einblicke in die ausgeprägte Kultur des Selbermachens und auch in die ästhetische Orientierung der einfachen Leute – die meist gar nicht so einfach sind. Auch vor der Mode mit ihrem Wechselspiel aus verbindlicher Norm und freier Auswahl darf nicht Halt gemacht werden.

Solche notwendigen Erweiterungen ergaben sich auf vielen Gebieten. Die Sammlung der Volkslieder verlangte die Einbeziehung von Arbeitsliedern, politischen Protestgesängen und Schlagern, aber auch der neuen medialen Formen der Vermittlung. Das Studium traditionellen Erzählguts forderte als Ergänzung den Ausgriff auf neue Erzählgattungen. Und der Überblick über alte Gerätschaften, dokumentiert beispielsweise in einer Sammlung von Pflügen, sollte der Auftakt sein für den allerdings extrem komplexen Umgang mit der Technik.

#### **Der Begriff Volkskunde: zu einseitig und zu schwach**

Alle diese Erweiterungen führten weg vom Begriff Volkskunde. Der Verzicht auf den Namen lag nahe, und nahm man dann noch hinzu, dass die Volkskunde politisch nicht nur angekränkelt, sondern schwer belastet war, drängte sich die Frage einer neuen Fachbezeichnung auf. Aber zunächst stand im Vordergrund die Aufgabe, die Arbeitsfelder des Fachs sinnvoll auszubauen und solide Forschung zu betreiben. Ich hatte das Glück, in dem Tübinger Institut mit Kolleginnen und Kollegen und auch mit lernbegierigen Studierenden zusammenzuarbeiten, welche die Probleme ähnlich einschätzten. Gemeinsam suchten und fanden wir neue Themen und neue Wege. Eine wichtige Rolle spielte dabei die einschneidende Veränderung der Bevölkerungsstruktur; in Baden-Württemberg lebten fast 20 Prozent Menschen mit – in heutiger Terminologie – Migrationshintergrund. Überwiegend handelte es sich um Heimatvertriebene aus östlichen Ländern und Regionen. Wir rekonstruierten durch Befragungen die Gestalt der von ihnen verlassenen Dörfer und das Leben in ihnen – ein Beitrag zu den Heimatbüchern, die damals als Erinnerungsstücke entstanden. Bald wurden wir aber darauf aufmerksam, dass ein Blick auf die neuen Bedingungen und die Wege der Akkulturation, des schwierigen Einlebens, noch wichtiger waren. 1959 wurden die

darauf ausgerichteten Beobachtungen in dem Buch »Neue Siedlungen« – ebenfalls eine Gemeinschaftsarbeit – vorgestellt. Dies war nicht nur eine aktuell aufschlussreiche Analyse, sondern bot interessantes Vergleichsmaterial für spätere Forschungen zur Positionierung der sogenannten Gastarbeiter und der großen Zahl späterer Migrant\*innen. Die Zuwanderer waren auch einbezogen in ein bundesweites Forschungsprojekt, das der Dokumentation und Untersuchung gesprochener Sprache galt – in ihrer ganzen sozial und situativ geprägten Vielfalt vom alten Dialekt bis zu den Annäherungen an die sogenannte Hochsprache.

Eine reichhaltige Ergänzung fanden diese Großprojekte in begrenzteren Forschungen – kollektiven zum Einfluss des Tourismus auf die davon betroffenen Gemeinden, zum volkstümlichen Theaterwesen, zum Wandschmuck in den Wohnräumen unterschiedlicher sozialer Schichten oder zur neuen Entwicklung der Fastnachtsbräuche; aber auch vielen individuellen, etwa zur üblichen Lektüre unterhalb der Bildungsschicht, zum allmählichen Ausbau der Massenkommunikation oder zum Umgang mit der schulischen Heimatkunde. Die Achtsamkeit auf die neuen kulturellen Entwicklungen war ein

wesentlicher Impuls für die Forschung; aber die dabei angewandten Methoden und die generelle Abkehr von fragwürdigen Romantisierungen rückte gleichermaßen die Vergangenheit in ein neues Licht.

Während zum Beispiel die historische Erforschung ländlicher Gemeinden vorher vor allem darauf ausgerichtet war, die funktionierenden Strukturen und den Zusammenhalt der Bewohner zu zeigen, wurden jetzt auch die Brüche und Spannungen beleuchtet, die sich aus der Überlebensnot der überwiegend armen Bevölkerung ergaben.

Fast alle diese Untersuchungen wurden in der Reihe des TVV-Verlags publiziert, betrieben von der dem Institut angeschlossenen »Tübinger Vereinigung für Volkskunde«. Die vernünftige Ausrichtung der Forschungsarbeit erschien zunächst wichtiger als das Problem der Fachbezeichnung, das allerdings durchaus im Gespräch blieb. Und als Ende der 1960er-Jahre, reichlich spät, die gründliche Auseinandersetzung mit der Rolle der Universitäten im Nationalsozialismus einsetzte und dabei auch die dubiosen Verhältnisse der linientreuen Tübinger Volkskunde genauer in den Blick nahm, wurde die Umbenennung zum dringenden Gebot. Die Bezeichnung »Ludwig-Uhland-Institut« sollte bei-



*Ein Schnappschuss aus den 1970er-Jahren mit den damals ganz jungen, inzwischen emeritierten Professoren: Bernd Jürgen Warneken, Hermann Bausinger, Martin Scharfe und Utz Jeggle († 2009)*

behalten werden: Sie war zum Neustart nach dem Krieg vom damaligen Rektor der Universität eingeführt worden, und sie bot mit dem Namen des gefeierten schwäbischen Dichters, der zusammen mit den Brüdern Grimm auch die Erforschung volkstümlicher Traditionen angeregt hatte, ein gediegenes Aushängeschild. Anders verhielt es sich mit der Bezeichnung »Germanische Altertumskunde«, die in die Institutsbezeichnung geraten war, ohne dass sie wirklich praktiziert wurde, und vor allem mit »Volkskunde«.

Die Neubenennung, die ja kein Etikettenschwindel sein sollte, geriet in eine sich lange hinziehende engagierte und manchmal verbissene Diskussion, die im Umfeld der 1968er Proteste auch mit politischen Kontroversen durchsetzt war. Einigkeit bestand darin, dass nicht nur die Objekte des Forschungsfelds angesprochen werden sollten, sondern auch deren Funktion und soziale Bedeutung. Im Zentrum der Überlegungen stand eine auf kulturelle Güter ausgerichtete, historisch unterbaute und soziologisch orientierte Disziplin, für die der Name »Empirische Kulturwissenschaft« gewählt und akzeptiert wurde – nicht nur im Institut, sondern auch vom Senat der Universität und dem Stuttgarter Kultusministerium. Der entsprechende Erlass wurde am 19. Mai 1971 verschickt, vor 50 Jahren. Ein Jubiläum also, welches das Ludwig-Uhland-Institut »begeht« – leicht hinkend wegen der Corona-Ein-

schränkungen, aber doch mit einem Semesterprogramm, das Einblicke in die Vielfalt der kulturwissenschaftlichen Arbeit gibt, und im Bewusstsein, dass ein richtiger und wichtiger Weg beschritten wurde.

### **Mit erweitertem thematischem und geografischem Horizont**

Die Arbeit war und ist nicht auf freischwebenden akademischen Diskurs beschränkt, sondern auf Probleme ausgerichtet, die für die ganze Gesellschaft von Bedeutung sind und die den Alltag und die Lebensweise vieler Menschen betreffen, etwa die neuen Formen der Kommunikation, die Einstellungen zu technischen Möglichkeiten, die kulturellen Implikationen »natürlicher« Prozesse und physischer Aktivitäten; aber auch, dichter an den alten Fragestellungen, die scheinbar trivialen Bezüge des Lebens betreffend, wie Essen und Trinken, Kleidung und Hygiene, Erinnern und Vergessen, Distanz und Liebe. Die »EKW« – so das gängige Kürzel für die »Empirische Kulturwissenschaft« – hat immer Wert gelegt auf eine eingängige Sprache und wirkt so auch in die Öffentlichkeit.

Sie hat im Verlauf der letzten Jahrzehnte ihren geografischen Horizont erweitert. Das betrifft einmal die Zusammenarbeit mit ähnlich ausgerichteten Wissenschaftlern anderer Länder; gemeinsame Tagungen und Exkursionen, wechselseitige Ein-





Blick in die Bibliothek  
(links)

Studierende auf  
dem Weg ins  
Ludwig-Uhland-Institut  
(rechts)

ladungen und auch Übersetzungen von Tübinger Publikationen bezeugen das internationale Netzwerk. Aber benachbarte und überhaupt fremde Länder sind auch direkt in die eigene Forschung einbezogen; das gilt für Untersuchungen zu Integrationsproblemen der aus sehr vielen Nationen kommenden Zuwanderer, betrifft aber auch die Arbeiten zur historischen Entwicklung und gegenwärtigen Situation vor allem in Balkanländern, die in Kooperation mit dem Tübinger Forschungsinstitut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde entstanden.

Nach wie vor tragen Feldforschung und Archivforschung aber auch zum besseren Verständnis der Region bei: Dialektgrenzen wurden und werden durch Erhebungen in ganz Baden-Württemberg präzisiert. Blinde und halbblinde Flecken der Stadtgeschichte wurden beseitigt wie in den Untersuchungen zur »Unteren Stadt« in Tübingen. Die geplante und die ungeplante Dorfentwicklung im Land wurden zum wichtigen Forschungsfeld. Die Veränderungen in der Landwirtschaft wurden anhand der Erinnerungen alter Menschen verfolgt. Der Rückblick auf die Zeit des Nationalsozialismus ist einerseits ausgerichtet auf die unmenschlichen Einrichtungen und Vorgänge, die es auch hier gab, und versucht andererseits zu zeigen, wie die ganz normale Bevölkerung mit den politischen Vorgaben umging.

Vieles wäre noch aufzuzählen, das als Beitrag zur Erkundung der schwäbischen Heimat gesehen werden kann und so auch die Verbindung mit dem Schwäbischen Heimatbund zeigt. Als dessen Gründung in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg vorbereitet wurde, galt als Ziel, dem einseitigen »Nutzungsprinzip« und den negativen Begleiterscheinungen des wirtschaftlich fortschrittlichen Kapitalismus entgegenzuwirken. Diese Zielsetzung

ist in einigen Phasen verwässert worden, aber nicht verloren gegangen. Dass Heimat kein Konservierungsbegriff ist, sondern Offenheit und Gestaltung fordert, gehört zum Wissen und zur Strategie des Heimatbunds wie der Empirischen Kulturwissenschaft – ebenso wie die in dem einstigen Gründungsauftrag formulierte Absicht, *durchaus dem modernen Leben mit seinen veränderten Forderungen Rechnung zu tragen und zu verlangen, dass an Stelle des guten Alten gutes Neues, Gleichwertiges gesetzt wird.*

#### DER AUTOR

Hermann Bausinger, Jahrgang 1926, war seit 1960 ordentlicher Prof. an der Universität Tübingen und bis zur Emeritierung 1992 Leiter des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft. Zahlreiche Publikationen zur Volks- und Alltagskultur, zur Landes- und Literaturgeschichte, zuletzt »Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur«, 2015, »Eine Schwäbische Literaturgeschichte«, 2016, »nachkriegsuni. Kleine Tübinger Rückblenden« und »Heimat. Kann die weg?« mit Muhterem Aras, 2019.

Am 19. Mai 2021 feiert die Empirische Kulturwissenschaft in der Alten Aula der Eberhard Karls Universität Tübingen ihren 50. Geburtstag. Begangen, reflektiert und in die Zukunft gedacht wird der Abschied von der Volkskunde und die Umbenennung des Ludwig-Uhland-Instituts aber während des ganzen Jahres mit Filmen, Veranstaltungen, Tagungen, Ausstellungen, Seminaren, Workshops, Podcasts, Studienprojektpräsentationen, Vorträgen, Buchvorstellungen und Bücherständen – in Tübingen und darüber hinaus im ganzen Land bis hin zu den großen Universitäten Europas. Programm unter [www.uni-tuebingen.de](http://www.uni-tuebingen.de)